

TANSANIA

HIV/Aids bleibt eine riesige Herausforderung

Melania Mrema-Kyando, aufgezeichnet von Richard Geer

In Tansania sind in manchen Regionen über 15 Prozent der Bevölkerung von HIV/Aids betroffen. Pfarrerin Melania Mrema-Kyando ist selbst mit dem Virus infiziert. Sie berichtet von ihren Erfahrungen, dem Leiden der Frauen und notwendigen Veränderungen.

Als mein Mann 2004 an Aids starb, ahnte ich, dass ich auch das Virus in mir trug. Ich hatte Angst: Würde auch ich sterben? Wer wird sich um mich kümmern, wenn ich krank werde? Wie wird meine Familie reagieren, wenn sie erfahren, dass ich infiziert bin? Wie wird mein Leben mit HIV/Aids aussehen? Erst als ich zwei Jahre später an Typhus und Tuberkulose erkrankte und am Ende meiner Kräfte war, liess ich mich testen – positiv! Ich war wütend auf meinen Mann, der mich infiziert hatte; und verzweifelt, da ich mich niemandem anvertrauen konnte.

HIV/Aids hat ein weibliches Gesicht

HIV/Aids ist in vielen afrikanischen Ländern Teil des Alltags geworden. Wir Frauen und die Mädchen sind am meisten davon betroffen. Bei sexuellen Kontakten infizieren wir uns eher als Männer und manche erhalten mit dem Virus verseuchte Bluttransfusionen wenn es bei der Geburt Komplikationen gibt. Viele Mädchen und Frauen leben in völliger Abhängigkeit von ihrem Vater, von ihren Lehrern und Ehemännern. Vergewaltigungen sind nicht selten, ebenso wenig Untreue oder promiskues Verhalten bei Männern. Auch kümmern wir uns mehr als die Männer um erkrankte Verwandte und kommen so häufiger

in direkten Kontakt mit Infizierten. Rund drei Viertel der Betroffenen im Alter von 15 bis 24 Jahren in Sub-Sahara-Afrika sind weiblich. Das hat enorme Auswirkungen, denn fast jede Familie ist direkt oder indirekt betroffen. Viele Grossmütter müssen sich um verwaiste Enkel kümmern und haben selbst niemanden mehr, der sich um sie sorgt. Mädchen tragen als Waisenkinder oft schon Verantwortung für ihre jüngeren Geschwister und müssen deswegen die Schule verlassen.

Ausgegrenzt, gemieden, verstossen

Fast noch schlimmer als die Krankheit selbst ist für uns Frauen der «soziale Tod» –, das ausgegrenzt, gemieden, verstossen zu werden. Üblicherweise vermeiden alle Leute den Kontakt mit Menschen, von denen sie denken, dass sie Aids haben könnten. Männer lassen sich schon beim blossen Verdacht von ihren Frauen scheiden. Im Fall einer Erkrankung werden Frauen bezichtigt, fremdgegangen zu sein. Manchmal zwingt sogar die eigene Familie die Infizierte, ihr Zuhause zu verlassen. Viele verheimlichen daher ihre

Erkrankung – und holen aus Angst vor Entdeckung auch keine medizinische Hilfe.

Für mich war die erste Zeit der Erkrankung und der Angst wohl die schwierigste Zeit in meinem Leben. Auch ich war alleine mit meiner Krankheit, traute mich mit niemandem darüber zu reden. Erst als ich antiretrovirale Medikamente nahm, mein Körper sich langsam erholte und ich andere Frauen kennen lernte, die offen mit der Erkrankung umgingen, kam die Hoffnung zurück. Der Schritt zum of-



Melania Mrema-Kyando

fenen Bekenntnis war befreiend. Einige waren schockiert, als ich davon erzählte, andere weinten, andere ermutigten mich. Ich hatte erkannt, dass es meine Aufgabe war, anderen Infizierten zu helfen und ihnen Kraft zu geben, mit ihrer Krankheit zu leben und offen umzugehen. In meiner Kirchgemeinde lud ich alle HIV-Positiven ein, sich mit mir zu treffen und so einen ersten Schritt zu tun. Der einzige Weg, den Betroffenen wirklich zu helfen, ist offener über HIV und Aids zu sprechen: in der Familie, in der Schule, in der Kirche, in Selbsthilfegruppen, in der Öffentlichkeit. Nur so verliert die Krankheit ihr Stigma.

Aufklärung und Unterstützung

In der Südprovinz der Herrnhuter Kirche in Tansania haben wir vor einigen Jahren begonnen, HIV/Aids zu einem Schwerpunkt unserer diakonischen Arbeit zu machen. Wir klären breit über HIV/Aids auf und wollen zu einer Kultur der Offenheit in Kirche und Gesellschaft finden. Mit Claudia Zeising, ökumenische Mitarbeiterin von mission 21, werden Fortbildungen für Pfarrerinnen, Pfarrer und Laien zum Thema angeboten. Weiter unterstützen wir mit dem Projekt ›Frauen auf dem Weg in die Zukunft‹ die Betroffenen konkret, etwa mit dem Aufbau von Selbst-



Vielen Familien fehlen wegen HIV/AIDS ganze Generationen. So kümmert sich die 80-jährige Urgrossmutter um die drei Waisenkinder – im Bild das Jüngste.

Im Teufelskreis gefangen

Schon unter normalen Bedingungen bleibt es für die Familien in Tansania ein Kampf, von ihrem Stück Land und einem sporadischen Nebenverdienst zu leben. Ist ein Familienmitglied HIV-positiv, wird die Situation noch schwieriger –, insbesondere wenn die Frauen erkranken, denn auf ihnen lastet der Grossteil der Arbeit. Von der Infektion geschwächt, fehlt ihnen die volle Kraft für Feldarbeit und Nebenerwerb. Weniger Arbeit bedeutet weniger Nahrungsmittel und weniger Geld. Die Aids-Medikamente werden in Tansania zwar kostenlos abgegeben, aber Tests, die Behandlung von Folgekrankheiten und ausgewogenes Essen kosten. Fehlt das Geld, verschlimmert schlechtere Ernährung die Krankheit – ein Teufelskreis, der ohne Unterstützung von aussen nur schwer zu durchbrechen ist.

hilfegruppen, professioneller Beratung, Schulungen zur häuslichen Pflege von Angehörigen oder Kursen für ausgewogene Ernährung.

Wir haben schon einiges erreicht. Ich nutze jede Gelegenheit, über HIV/Aids und das Leben mit dem Virus zu sprechen und ermutige die Menschen, gegen die Stigmatisierung zu kämpfen und sich gegenseitig zu unterstützen. Es ist harte Arbeit, aber Gott hat mir die Kraft gegeben, nicht nur mir, sondern auch anderen zu helfen

Melania Mrema-Kyando ist Pfarrerin und Leiterin der Frauenarbeit in der Südprovinz der Herrnhuter Kirche in Tansania (›Moravian Church in Tanzania‹), Partnerkirche von mission 21